

Auslands- und Inlandsgermanistik

Wie weit reicht ihre Differenzierung heute noch?

Ein Gespräch zwischen Germanisten aus Senegal,
Japan und Deutschland.

*An dem Gespräch haben teilgenommen die Professoren FUJII Akihiko,
KAMIO Tatsuyuki, Amadou Booker SADJI und Eberhard SCHEIFFELE.
Redaktion: Professor OKADA Motoyuki*

OKADA: Liebe Kollegen und vor allem lieber Herr Sadj, ich danke Ihnen als Mitherausgeber unserer Zeitschrift „Waseda-Blätter“ sehr herzlich für Ihre Bereitschaft zur Teilnahme an diesem Gespräch. Ich möchte zunächst ganz kurz erklären, was uns dazu veranlaßt hat, eine solche Zusammenkunft zu planen.

Heutzutage haben wir relativ häufig die Gelegenheit, Germanisten aus dem deutschsprachigen Gebiet hier in Japan zu begrüßen. Eine Begegnung mit einem afrikanischen Kollegen geschieht jedoch zweifellos selten. Dieser Umstand führte uns schon bald zu der Überlegung, daß eine Gesprächsrunde mit einem afrikanischen, einem deutschen und einigen japanischen Germanisten reizvoll sein könnte. Auf diesem Weg tragen wir vielleicht sogar etwas zu einer interkulturellen Germanistik bei. Herr Fujii hat sich bereit erklärt, die Diskussion zu leiten.

FUJII: Ja, vielleicht darf ich das Gespräch auch gleich beginnen. Um die Sache etwas zu vereinfachen, haben wir im voraus drei Hauptthemen festgelegt. Erstens die Frage: Wie bzw. warum sind wir Germanisten geworden? Dieser mehr einführende Teil gibt zugleich einem jeden von uns die Möglichkeit, sich im Laufe des Gesprächs selbst kurz vorzustellen. Unser zweites Thema hat die Beziehung zwischen unserer jeweiligen Muttersprache und den von uns gelernten Fremdsprachen zum Inhalt, also erster, zweiter oder auch dritter Fremdsprache, die ja bei allen an diesem Gespräch Teilnehmenden unterschiedlich sind. Als dritter Punkt schließlich ist vorgesehen die Beziehung zwischen Auslands- und Inlandsgermanistik. Man spricht heute ja immer öfter von einer Internationalisierung der Germanistik oder interkulturellen Bezügen im Bereich der Germanistik.

Ich möchte Sie bitten, diese drei Punkte nur als eine Art äußeren Rahmen zu

betrachten; mit anderen Worten: wir können gerne — und sollten vielleicht sogar — kleinere oder größere „Seitensprünge“ wagen, wann immer es uns nötig und sinnvoll erscheint. Nun aber gleich zum Thema Nummer eins, der Frage nämlich, was uns zur Germanistik geführt hat. Als erstes möchte ich Herrn Sadjı als unserem Gast das Wort geben.

Von der klassischen Musik zur Germanistik

SADJI: Ja, bei mir ist es eigentlich ganz einfach.

Diejenigen, die mein Buch gelesen haben, haben es schon aus der Widmung erfahren. Ich sagte dort, daß mein Vater mich zur Germanistik gebracht hat. Es war also vor allem auf die Beeinflussung durch meinen Vater zurückzuführen, daß ich mich auf dem Gymnasium sehr früh für Deutschland interessierte, und ganz besonders auf die klassische Musik; das steht ebenfalls in der Widmung. Mein Vater war ein großer Liebhaber der deutschen klassischen Musik, besonders Beethovens; und jedes Mal, wenn er diese Musik hörte — ich war damals, wie gesagt, noch Gymnasiast —, hat er mich geholt, um mit mir diese Musik zu hören. Ich muß ehrlich sagen, daß das für mich am Anfang nicht so interessant war, denn ich hatte ja keine Ahnung. Ich hätte viel lieber Fußball gespielt wie alle anderen Kinder meines Alters; aber nach und nach gewann ich selber auch Geschmack an dieser Musik. Als ich in der dritten Klasse des Gymnasiums war (das entspricht dem neunten Schuljahr), habe ich mich dann für Deutsch entschieden. Ich muß hinzufügen, daß mein Vater Interesse für Deutschland nicht nur wegen der klassischen Musik hegte, sondern auch weil er als Mitbegründer der Négritude-Bewegung der Meinung war, daß wir uns von dem französischen Kulturmonopol befreien und kulturell auch andere europäische Nationen kennenlernen sollten. Daher sein Kampf für die Öffnung hin zu anderen Kulturen. Dabei war er nicht der einzige, der so dachte. Viele Leute seiner Generation, die ebenfalls in der Négritude-Bewegung gekämpft haben, wie Senghor oder Birago Diop zum Beispiel, dachten wie er. Das Ganze war also bei mir einerseits kulturell und andererseits politisch bedingt. So bin ich zur Germanistik gekommen.



A. B. Sadjı

KAMIO: Ich hatte ursprünglich kein so großes Interesse für die Germanistik. Ich hatte nicht unbedingt vor, als Germanist tätig zu sein, aber auf jeden Fall wollte ich mich mit der Literaturwissenschaft beschäftigen. Dazu kommt, daß ich schon ziemlich früh angefangen habe, als zweite Fremdsprache Deutsch zu lernen, und allmählich habe ich dann erkannt, daß es in der deutschen Literatur eine interessante Diskrepanz gibt zwischen dem, was man sagen will, und dem, was man sagen darf — sozusagen eine Art Macht, die als Unterdrückung funktioniert. Zum Beispiel gab es nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Deutschland sehr viele Dinge, die zu erwähnen verboten war. Die Differenz zwischen dieser Unterdrückung und der Lust am Sprechen hat mich damals sehr interessiert. Auf derlei Probleme bin ich bei meiner Beschäftigung mit der deutschen Literaturwissenschaft immer wieder gestoßen. Deswegen beschäftige ich mich jetzt mit Germanistik.

SCHEIFFELE: Ich habe Philosophie und Germanistik als Hauptfächer studiert. Die Tatsache, daß ich immer mehr auf dem Gebiet der Germanistik arbeite, hat mit meinem Beruf in Japan zu tun. Ich habe zwar früher im Kansai auch einige Jahre an zwei philosophischen Seminaren gearbeitet, aber hauptsächlich doch in der Germanistik. Ich glaube, daß mein Philosophiestudium und auch mein Philosophieunterricht in Japan für mein Fach nicht von Nachteil ist, weil es gewisse Epochen der deutschen Literatur gibt, zu deren Verständnis man die philosophische Diskussion der Zeit kennen muß. Ich denke dabei etwa



E. Scheiffelle

an die Aufklärung, die Klassik oder die Frühromantik. Außerdem hilft mir die Beschäftigung mit der Philosophie nach wie vor dabei, einigermaßen auf dem laufenden zu bleiben, was die literaturtheoretische Diskussion angeht.

Deutsch als eine Alternative

FUJII: Für mich war Deutsch ebenfalls eine Alternative, wie bei Herrn Sadji. Als zweite Fremdsprache habe ich Französisch gewählt, und zwei Jahre lang habe ich dann Französisch gelernt oder — besser gesagt — lernen müssen . . .

SADJI: Das haben Sie uns nie gesagt.

FUJII: (Lacht). Ja, das ist schon eine alte Geschichte. Aber nach einem Jahr

Französisch mußte ich leider feststellen, daß fast nichts in meinem Kopf hängen geblieben war, obwohl ich ziemlich fleißig gelernt habe. Irgendwie schlüpfte alles aus meinem Kopf hinaus, durch mein Gedächtnisnetz. Da habe ich angefangen, neben Französisch Deutsch zu lernen. Es war ja eine ganz andere Welt. Ich hatte den Eindruck: Viele Wörter der deutschen Sprache sprechen mich in besonderer Weise an... So habe ich weiter Deutsch gelernt und fast gleichzeitig auch Germanistik. Damals schienen mir die beiden Fremdsprachen — Französisch und Deutsch — grundverschieden zu sein, nicht nur „sprachlich“.

Das wäre vielleicht ein Punkt, über den wir diskutieren können. In diesem Zusammenhang möchte ich gleich eine Frage an Herrn Sadjı richten: War das Französische bei Ihnen nun die „erste Muttersprache“, wenn man es so nennen kann?

SADJI: Meine Muttersprache ist Wolof, eine senegalesische Sprache, aber die Amts- und Unterrichtssprache dort ist Französisch. Und zwar aus einem einfachen Grund: es gibt in Afrika so viele Sprachen! Senegal hat da sogar eine günstigere Lage als fast jeder andere afrikanische Staat. In Nigeria gibt es zum Beispiel über hundert Sprachen, in Kamerun und im Kongo ebenfalls, so daß es natürlich nicht in Frage kommen kann — momentan jedenfalls —, irgendwelche afrikanischen Sprachen als Amtssprachen zu wählen. In Senegal haben wir immerhin elf Sprachen. Deswegen ist es für uns praktischer, die Sprache der ehemaligen Kolonisatoren als Amtssprache zu benutzen, und dies nicht nur innerhalb von Senegal, sondern überhaupt für die sprachliche Verständigung in ganz Westafrika. Dasselbe Prinzip herrscht auch in vielen anglophonen Ländern vor. Im Falle von Senegal bedeutet das, daß die Kinder dort in Französisch eingeschult werden. Französisch ist also fast so etwas wie unsere zweite Muttersprache. Wenn wir dann auf dem Gymnasium sind, müssen wir schon im ersten Jahr eine Pflichtfremdsprache wählen. Das waren bis jetzt Englisch oder Deutsch. Aber seit einigen Jahren, genauer gesagt nach der Wende in Deutschland, ist es faktisch nur noch Englisch, obwohl es gesetzlich momentan noch erlaubt ist, Deutsch als erste Pflichtsprache zu wählen. Aber die offiziellen Berater aus Deutschland meinen, das könnte von Deutschland aus nicht mehr mitfinanziert werden. Deswegen kann man Deutsch bald nur noch



A. Fujii

als zweite Pflichtfremdsprache wählen, und zwar im dritten Jahr auf dem Gymnasium.

FUJII: Für das Erlernen einer zweiten Fremdsprache nach Englisch haben wir in Japan verschiedene Möglichkeiten, also Deutsch, Französisch, Chinesisch, Russisch . . . Zumindest hier an der Waseda.

SCHEIFFELE: Hier an der Universität.

FUJII: Ja, an der Universität.

SCHEIFFELE: Und auch an der Schule.

SADJI: An der zur Waseda gehörenden Oberschule?

FUJII: Ja.

Man kann nicht zwei Systeme vergleichen, die ganz verschieden sind

SADJI: An der Oberschule bei uns sieht die Situation so aus: Die Schüler haben die Möglichkeit, zunächst eine erste Fremdsprache zu wählen. Englisch hat sich in den meisten Fällen als erste Fremdsprache durchgesetzt. Bei der zweiten Fremdsprache kann man wählen zwischen Deutsch, Spanisch, Portugiesisch, Italienisch, Arabisch und Russisch.

Nachdem die Schüler das Abitur bestanden haben, kommen sie an die Uni. Sie haben bis dahin sieben Jahre Englisch gehabt und für die zweite Fremdsprache fünf. Und wenn jemand zweimal sitzengeblieben ist, dann kann es vorkommen, daß er sogar sieben Jahre Deutsch gelernt hat. Das ist wichtig, denn bei uns an der Universität finden ja alle Lehrveranstaltungen im Bereich Germanistik in deutscher Sprache statt. Das ist Pflicht. Es gibt also keine Lehrveranstaltung, die auf französisch gehalten wird. Also, das ist der große Unterschied zu der Situation hier. Deshalb sage ich immer, ich bin hier im Grunde genommen das fünfte Rad am Wagen. Man kann nämlich nicht zwei Systeme vergleichen, die ganz verschieden sind.

FUJII: Also ganz konkret gesagt: mit wieviel Jahren haben Sie angefangen, Deutsch zu lernen?

SADJI: Mit sechzehn, und zwar auf dem Gymnasium.

FUJII: Ja, das ist in der Tat ein großer Unterschied. Wir in Japan haben nur in wenigen Fällen die Möglichkeit, auf dem Gymnasium eine zweite Fremdsprache zu lernen.

KAMIO: Normalerweise zumindest.

FUJII: Wir haben als Schüler zudem nur selten die Gelegenheit, uns mit fremden Sprachen, Kulturen oder Religionen auseinanderzusetzen, mit Ausnahme vielleicht der englischen, genauer gesagt: der amerikanischen. Was meinen Sie

dazu, Herr Kamio?

KAMIO: Das Kultusministerium argumentiert wohl so, daß man mit Englischkenntnissen durchaus auskomme. Deswegen sind nur wenige japanische Studenten motiviert, Deutsch oder Französisch als zweite Fremdsprache zu lernen. Wie ist das in Ihrem Land, Herr Sadji?

SADJI: Eine solche Einstellung halte ich für falsch. Wer zum Beispiel einzig mit englischen Sprachkenntnissen in das frankophone Afrika kommt, wird das schnell merken. Ich selber habe Englisch als erste Fremdsprache sieben Jahre lang gelernt; aber mein Englisch ist sehr schlecht. Daran ist vor allem das Schriftenglisch, das man lehrt, schuld; man sollte sich da keine Illusionen machen. Wer zum Beispiel in das frankophone Afrika kommt und kein Französisch spricht, ist hoffnungslos verloren. Auch wer sich mit seinen Englischkenntnissen in Teile Afrikas begibt, wo Portugiesisch gesprochen wird, ist ebenso erledigt, denn er wird von niemandem verstanden. Englisch wird im frankophonen Afrika vielleicht gerade von 0,01 Prozent der Bevölkerung gut beherrscht. Dies sind vor allem Spezialisten, zum Beispiel Fachleute an den Abteilungen für Englisch an den Universitäten. So sieht die Sache bei uns aus. Wir stehen in dieser Hinsicht also auf einem völlig anderen Standpunkt, indem wir sagen: Sprachen lernen ist nicht nur eine Frage der praktischen und ökonomischen Zielsetzung. Wenn man davon ausgeht, daß gerade — wie Herr Fujii gesagt hat — die kulturellen Begegnungen sehr bedeutend sind, kann man das natürlich verstehen. Nach dem, was ich seit meiner Ankunft hier gelesen habe, war Japan sehr lange ein abgeschlossenes Land. Was Afrika betrifft, können wir betonen, daß Sprachen die Rolle einer kulturellen Verbindung mit anderen Völkern spielen. So müssen wir möglichst viele europäische Sprachen lernen und künftig vielleicht auch asiatische. Deswegen werde ich mich darum bemühen, daß Japanisch zumindest an unserer Oberschule eingeführt wird. Mit unseren afrikanischen Sprachen allein würden wir in einer Art Autarkie leben. Wolof zum Beispiel wird nur in Senegal gesprochen. Es gibt bei uns strenge Nationalisten, die sagen, man sollte trotzdem Wolof als Amtssprache einführen. Das sind Träumer, denn es würde ja bedeuten, niemand sonst in der Welt könnte uns verstehen, wenn wir Französisch abschaffen. Und da wir natürlich gegen das



T. Kamio

französische Kulturmonopol sind, müssen wir uns so viel wie möglich auch mit anderen fremden Sprachen und Kulturen beschäftigen. Das Ergebnis ist, daß Senegal, das an und für sich ja zu den kleinsten und wirtschaftlich unbedeutendsten Staaten in ganz Afrika zählt, bei allem, was in Afrika passiert, eine durchaus führende Rolle spielt. Das war unter Präsident Senghor so, und das ist auch so geblieben. Dies kommt daher, daß unsere Leute durch das Erlernen von Fremdsprachen sehr viele Kontakte zum Ausland unterhalten, was nicht unbedingt bei allen afrikanischen Staaten der Fall ist bzw. war. So wollte z. B. Guinea in Autarkie leben. Sekou Touré hatte sogar Französisch abgeschafft. Mit dem Ergebnis, daß sein Land vollkommen isoliert war, im afrikanischen wie im Weltmaßstab. Zum Glück hat sich nach seinem Tod dann doch wieder alles geändert, denn nach dieser Diktatur sind seine Nachfolger auf das alte System zurückgekommen.

Man kann nicht allein mit Englisch auskommen

SADJI: Was nun das Englische anbelangt — ich hoffe, daß ich nicht zu lang spreche —: Ich selbst war zweimal in den USA. Englisch ist natürlich die offizielle Sprache in den USA, aber trotzdem wird dort das Erlernen der deutschen Sprache sehr gepflegt. Ich kann Ihnen ein Beispiel nennen: Ich habe einen Freund namens Michael Schenz. Er wurde extra von einer großen amerikanischen Firma angestellt, um dort eine kleine deutsche Schule einzurichten, die die amerikanischen Ingenieure in Deutsch ausbilden sollte, ehe sie nach Deutschland gehen, um dort geschäftlich tätig zu sein und Verhandlungen zu führen. Die Behauptung, daß man Deutsch nicht brauche, ist also vollkommen aus der Luft gegriffen. Sogar Amerikaner brauchen Deutsch! Die besagte amerikanische Firma hat inzwischen eine kleine deutsche Schule mit Sprachlabor, das habe ich selber gesehen. Die Ingenieure hätten doch sagen können: Wir sprechen doch Englisch, wir können mit Englisch auskommen. Tun sie aber nicht! Denn sie haben gemerkt: Wenn es hart auf hart geht, muß man gut Deutsch können. Zu glauben, daß man überall mit Englisch auskomme, ist falsch.

KAMIO: Um Zeit zu sparen, möchte ich nur ein Beispiel anführen. Das zur Zeit beste oder günstigste Mittel, bestehende Kulturdifferenzen zu überwinden, ist meiner Meinung nach das Internet. Über das Internet kann man überall in der Welt ziemlich leicht miteinander kommunizieren, und für die Studenten ist diese Art der Kommunikation sogar mit keinerlei Kosten verbunden. Allerdings . . . die Sprache im Internet ist jetzt nur Englisch.

SADJI: Nein, das stimmt gar nicht.

KAMIO: Können Sie das näher erläutern?

SADJI: Es gibt auch Französisch im Internet . . . Und außerdem werden Sie mir nicht sagen, daß Japaner so gut Englisch sprechen, daß sie auf andere Fremdsprachen verzichten könnten. In meinem schlechten Englisch habe ich hier mit vielen Japanern gesprochen, die meistens auch nicht besser Englisch können als ich. Wie können Sie da behaupten, Japaner könnten mit Englisch ihre Probleme lösen? Seit den drei Monaten, die ich hier bin, habe ich nur selten Japaner gesehen, die wirklich gut Englisch können.

SCHEIFFELE: Es hat historische Gründe, daß man in europäischen Ländern an der Höheren Schule grundsätzlich mehr als eine Fremdsprache lernt. Wenn man voraussetzt, Englisch sei heute die Sprache, mit der man in der Welt nicht immer, aber einigermaßen zurechtkommen kann, dann stellt sich natürlich die Frage: Kann man mit dieser einen Fremdsprache, die ja als Weltsprache gilt, überhaupt Zugang zu einer bestimmten Kultur finden? Wie Herr Sadji schon gesagt hat, ist es in der heutigen weltweiten Diskussion eben nicht genug, sich allein nach praktischen Gesichtspunkten zu richten, etwa nach dem ökonomischen und dem technologischen. Sogar auf dem ökonomischen Gebiet ist es besser, wenn man eine zweite Fremdsprache kann. Für den kulturellen, ja auch für den politischen Bereich halte ich das für notwendig. In der heutigen Welt kommt man nur durch die Koexistenz unterschiedlicher Kulturen und Systeme miteinander aus; und diese Koexistenz ist nur möglich, wenn man nicht nur international, sondern auch interkulturell zusammenarbeitet. Das ist einer der Gründe, weshalb ich der Meinung bin, man sollte unbedingt eine zweite Fremdsprache lernen.

Deutsch aus der Mode?

FUJII: Bisher haben wir ganz allgemein über das Erlernen von Fremdsprachen gesprochen. Gehen wir nun aber doch gleich zu unserem zweiten Thema über, nämlich zu Deutsch als Fremdsprache. Es geht dabei um den Stellenwert des Deutschen im Bereich der Zweitsprachen überhaupt. Das ist sicher sehr unterschiedlich je nach Land, ob in Japan, Senegal oder den USA. In Japan zumindest hört man nicht selten, Deutsch sei nicht mehr in Mode. Meinem Eindruck nach ist die Fremdsprache Deutsch wie ein alteingesessenes Geschäft, das leider immer weniger besucht wird. Wollen wir hier doch probenhalber einmal eine Art Rettungsversuch für das Fach Deutsch als Fremdsprache unternehmen. Welche Vorteile und Nachteile oder, neutraler gesagt, welche Unterschiede gibt es eigentlich beim Erlernen der deutschen Sprache im

Vergleich mit dem Studium des Französischen, Chinesischen, Spanischen etc.?

SADJI: Vielleicht sollte Herr Scheiffele als Deutscher dazu seine Meinung äußern.

SCHEIFFELE: Zunächst: Daß das Deutsche immer weniger gelernt wird, muß man relativ sehen. Abgesehen von Englisch, werden auch andere europäische Sprachen immer weniger studiert. Das hat auch damit zu tun, daß das Chinesische und das Koreanische immer häufiger gewählt werden, was ja eigentlich selbstverständlich ist.

SADJI: Sie meinen hier in Japan, ja?

SCHEIFFELE: Ja. Die Lage wird also zu katastrophal dargestellt. Zur Frage: welche Vorteile hat es, Deutsch zu lernen? Ich bin nicht in Japan, um für mein Land oder meine Sprache zu werben. Da gab es einmal eine Diskussion deutscher Wirtschaftsleute und deutscher Lektoren mit japanischen Fachleuten, und da hat dann ein Herr von der Wirtschaft zu den Lektoren gesagt: „Sie müssen sich Mühe geben, damit Japaner mehr Deutsch lernen; dann kaufen sie auch unsere Autos!“ (Lachen) Ich sage dazu: „Nein, dazu bin ich nicht da.“ Japaner haben mich ganz frei in ihr Land eingeladen, nach ihrem eigenen Interesse. Ich arbeite gern hier, sehe darin eine sinnvolle Aufgabe. Aber um hier über die mehr oder weniger großen Vorteile meiner Sprache zu reden — dazu bin ich nicht gekommen.

FUJII: Also kein Plädoyer für Deutsch? Herr Sadji hat über Musik gesprochen. Ihr erster Kontakt mit Deutschland erfolgte ja über die Musik.

SADJI: Ja. Aber ich meine, was Herrn Scheiffele betrifft, kann er als Deutscher die Verteidigung des Deutschen natürlich nur schwer übernehmen, oder er will das nicht. Ich als ausländischer Germanist jedoch kann das tun. Ich kann das tun, gerade weil ich kein Deutscher bin; ich bin da ganz frei.

Unsere Auffassung haben wir mehrmals in unserer Zeitschrift „Etudes Germano-Africaines“ dargelegt. Nicht weil wir Germanisten sind, sondern ganz einfach aus objektiven Gründen gehen wir davon aus, daß die deutsche Sprache international gesehen — oder meinetwegen zum Beispiel auch angesichts der wirtschaftlichen Stärke Deutschlands und jetzt nach der Wiedervereinigung — auf jeden Fall sehr wichtig ist. So war es bei uns also kein Wunder, daß man Deutsch als erste Fremdsprache an den Oberschulen einführte. Die Schüler wurden nicht dazu gezwungen. Trotzdem wählten viele lieber Deutsch als Englisch. Die Schüler hatten die Bedeutung der deutschen Sprache rechtzeitig erkannt. Außer über die Wichtigkeit der interkulturellen Perspektive ist man sich auch darüber einig, daß für manche Studien wie zum Beispiel für die Philosophie Deutsch natürlich viel wichtiger ist als alle anderen europäischen Sprachen. Und dann gibt es auch noch die ökonomische Seite. Für Afrika

jedenfalls — ich spreche hier nicht für Japan — kommt Deutsch an zweiter Stelle nach Englisch. Deutsch ist ökonomisch sogar wichtiger als Französisch, obwohl dies unsere offizielle Sprache ist. Ja, es ist nicht gesagt, ob manche Staaten nicht lieber Deutsch als erste Fremdsprache einführen würden, lieber als meinetwegen Englisch, verstehen Sie? Vor allem wegen der wirtschaftlichen Perspektive.

FUJII: Sie haben also zwei Aspekte erwähnt, einmal den kulturellen und einmal den ökonomischen.

SADJI: Richtig.

Mit Argumenten überzeugen

FUJII: Man sagt in Japan seit langem, daß Deutschland das Land der Dichter und Denker sei. Diesen Eindruck haben wir wahrscheinlich alle gemeinsam, und sicherlich auch Herr Kamio.

KAMIO: Inzwischen ist es ja so, daß Deutsch aus ökonomischen wie praktischen Gründen für Studenten keine attraktive Sprache mehr ist, aber aus kulturellen Gründen lebt Deutsch immer noch weiter. Andererseits glaubt man in Japan schon lange nicht mehr so naiv wie früher an die Bedeutung der Bildung. Wir stehen dem Begriff der Bildung viel skeptischer gegenüber. Den Begriff „Bildung“ haben wir schon einigermaßen relativiert. Deswegen sehe ich für die deutsche Sprache keine so große Chance mehr. Meiner Meinung nach sollten nicht alle Studenten gezwungen werden, Deutsch als zweite Fremdsprache zu wählen.

SADJI: Nein, zwingen sollte man niemanden. Es geht nicht um einen Zwang. Ich meine, wenn man das den Studenten klar macht, begreifen sie ohne weiteres die Bedeutung des Deutschen. Wenn man natürlich als Germanist gegen sein eigenes Fach redet, dann kann man die Studenten nicht begeistern. Ich weiß jedenfalls: wenn ich mit den Studenten in Senegal darüber spreche, kommt das gut an. Man darf die Studenten nicht ohne Rat lassen. Was wissen denn die jungen Studenten? Man muß ihnen helfen, ihre Wahl zu treffen. An dem ersten Gymnasium, an dem ich unterrichtet habe, hatten wir in Senegal ein gutes System: der Schuldirektor hatte nämlich für die Schüler eine Orientierungskommission gegründet. Jede Sprachabteilung hatte das Recht, an dieser Kommission teilzunehmen: Spanisch, Russisch, Deutsch usw. Und die Schüler, die im folgenden Jahr eine zweite Pflichtfremdsprache wählen sollten, kamen dann zur Information. Und wir haben dann sozusagen getan, was (lacht) Herr Scheiffelle nicht machen will: wir haben unsere Ware, das Deutsche nämlich,

verkauft. Jedenfalls ist es uns gelungen, mit unseren Argumenten die anderen Sprachen immer zu schlagen. Wir wollen also niemanden zwingen, sondern eher mit Argumenten davon überzeugen, daß Deutsch wichtig ist. Das ist kein Zwang.

Erneutes Streben nach allgemeiner Bildung und Kultur

SCHEIFFELE: Dazu möchte ich gerne etwas sagen, und zwar zum Bildungsbegriff im Zusammenhang mit dem Sprachenlernen. Als ich Anfang der 60er Jahre noch am Gymnasium war, hat man uns Schülern gesagt: der Humboldtsche Bildungsbegriff, das ist eine elitäre Sache; den vergessen wir, und wir verlegen die Spezialisierung auf die spätere Berufsrichtung schon ins Gymnasium. Man konnte dann bestimmte Fächer abwählen. Inzwischen gibt es eine gegenläufige Tendenz. Man sagt z. B.: „Nein, man muß den Rahmen der Bildung wieder erweitern in der Schule, weil es heute kaum noch einen Beruf gibt, den man bis zu seinem Ende behalten kann.“ Gerade wegen des schwierigen Arbeitsmarktes und damit der Tatsache, daß man sich immer wieder umschulen muß, daß man eigentlich bis zum Ende seiner beruflichen Tätigkeit neu dazulernen muß, wird heute die allgemeine Ausbildung wieder stärker betont.

SADJI: Die alte Ausbildung kommt sowieso wieder.

SCHEIFFELE: Das habe ich, als ich neulich ein Forschungsjahr in Deutschland verbrachte, festgestellt. Für mich war es eine große Überraschung.

SADJI: Ja, Sie haben vollkommen recht. Das ist in der ganzen Welt so, auch in Deutschland. Es gab eine Zeit, also nach dem Mai 1968, da hat man immer gesagt: „Wozu noch Goethe, wozu?“ Man hat also fast die ganze deutsche Literatur lächerlich gemacht. Der Deutsche selber hat seine eigene Literatur verteufelt. Aber jetzt kommt es wieder ganz anders. Im Gegensatz zu dem damaligen Trend ist es jetzt wieder Mode, sich mit der deutschen Literatur wirklich zu beschäftigen. Die Studenten selbst verlangen das. Die wollen nicht mehr, daß man ihnen sagt: „Also Goethe, das reicht jetzt!“ oder ähnliches. In Frankreich war es nicht anders. Auch dort wurde nach dem Mai 1968 immer wieder gesagt: „Die Hauptsache ist, ich habe meinen Beruf, ich verdiene gut und bin ein guter Ingenieur“ usw. Aber das hat sich gewandelt. Seit etwa den achtziger Jahren ist es ganz anders geworden, die Leute streben wieder nach allgemeiner Bildung, nach Kultur. So ist es jedenfalls in Afrika und in Europa. Allerdings weiß ich nicht, wie die Situation hier in Japan ist.

KAMIO: In diesem Zusammenhang hätte ich eine Frage an Sie. Arbeiten Sie in Ihrem Land als Deutschlehrer und als Germanist zugleich?

SADJI: Ja, natürlich.

KAMIO: Finden Sie zwischen diesen beiden Tätigkeiten keinen Widerspruch?

SADJI: Widerspruch?

KAMIO: Ja, Widerspruch.

SADJI: Warum?

KAMIO: Ich z. B. finde hierin einen Widerspruch.

SCHEIFFELE: Viele japanische Germanisten haben das Problem, daß sie an der Universität nur Deutschunterricht geben können. Ihre Literatur- und Sprachforschung betreiben sie ganz unabhängig von ihrer Lehrtätigkeit.

SADJI: Ja, aber ich meine, Linguistik kann man doch in Verbindung mit dem Deutschunterricht sogar an der Uni bringen.

KAMIO: Ich möchte die Sache noch einmal anders formulieren. Als Deutschlehrer muß man den Studenten standardisiertes Deutsch beibringen, also „normales“ Deutsch. Andererseits behandeln wir als Forscher, d.h. als Germanisten, nicht so ganz übliches Deutsch, nicht wahr? Können Sie in Ihrem Deutschunterricht Goethes Gedichte als „normales“ Deutsch den Studenten vorstellen?

SADJI: Warum denn nicht? Bei uns an der Schule gehen wir prinzipiell davon aus, daß gerade Gedichte sehr gut für den Deutschunterricht geeignet sind.

SCHEIFFELE: Herr Kamio meint den Deutschunterricht an der Universität.

SADJI: Die Art, ein Gedicht zu behandeln, ist natürlich ganz anders an der Schule als an der Universität. Aber ich kann ein Gedicht sowohl an der Schule als auch an der Uni sinnvoll im Unterricht einsetzen.

KAMIO: Ich gebe Ihnen ein Beispiel. Ein deutscher Germanist, der in Japan ziemlich lange Zeit tätig war, hat einmal Goethes „Faust“ korrigiert. Ein Student hatte ihm einen Text aus Goethes Faust vorgelegt, ohne den Namen Goethe zu nennen. Da hat der Dozent den Text korrigiert.

SADJI: Hat er das wirklich getan? Was war das für ein Dozent?

FUJII: Ein Deutscher?

KAMIO: Ja, ein deutscher Dozent, der an der Universität Germanistik lehrte.

SADJI: Ich verstehe nicht, was Sie damit sagen wollen. Wie kommt man überhaupt auf die Idee, jemandem einen Text von Goethe zu geben, ohne zu sagen, der Text sei von Goethe? Ich finde, ich finde das . . .

SCHEIFFELE: In Deutschland ist ein ähnlicher Fall bekannt geworden. Ein Autor schickte eine Seite aus Musils „Der Mann ohne Eigenschaften“, die er als eigenen Text ausgab, an einen Verlag. Das Manuskript kam zurück mit der Bemerkung: „Das ist kein gutes Deutsch . . .“ (Alle lachen.)

SADJI: Ja gut, aber das ist ein lächerliches, müßiges Spiel.

KAMIO: Ja, das ist natürlich unfair. Aber das Ganze zeigt doch, daß wir heute nicht mehr wie Goethe sprechen.

Jede lebende Sprache ist stets im Wandel

FUJII: Jede Sprache, jede lebende Sprache ist stets im Wandel. So ist es eine falsche Vorstellung, daß es eine „normale“ deutsche Sprache gibt.

SCHEIFFELE: Herr Kamio sprach wohl vom Deutschunterricht für Studenten, die nur ein Jahr oder zwei Jahre Deutsch lernen. Das sind also keine Germanistikstudenten. Und die sollen in zwei Jahren, manchmal in einem Jahr, die gesamte Grammatik bewältigen.

KAMIO: Eine Minimalgrammatik, sozusagen.

SCHEIFFELE: Und deshalb meint Herr Kamio: für solche Klassen ist das zu schwer, . . .

SADJI: Aber das sind keine Germanisten, oder?

SCHEIFFELE: Nein, keine Studenten der Germanistik.

SADJI: Ah ja. Das interessiert mich nicht. Das sind doch keine Germanisten. Diesen Fall gibt es bei uns nicht: Leute, die bloß kommen, um zwei Jahre Deutsch zu lernen, und dann weggehen. Wozu? Was nützt ihnen das?

SCHEIFFELE: Gibt es bei Ihnen nicht auch Deutsch als Fremdsprache, zum Beispiel für spätere Mediziner oder . . . ?

SADJI: Nein, das gibt es eben nicht. Es gibt allerdings ein Institut für Angewandte Fremdsprachen. Aber da kommen nur die Leute hin, die schon als Germanisten ihre „Licence“ haben oder sogar ihren Magistergrad, ihr Magisterdiplom. Da werden sie dann im Bereich juristisches Deutsch, Handelsdeutsch und Wirtschaftsdeutsch extra ausgebildet, bekommen ein Spezialdiplom, damit sie von Firmen eingestellt werden können.

SCHEIFFELE: Ist das ein grundsätzlicher Unterschied in der Ausbildung?

SADJI: Es gibt bei uns keinen Ingenieur, der nur zwei Jahre Deutsch lernt, das nützt ja nichts.

KAMIO: Aber Sie haben doch davon gesprochen, daß es in Afrika nicht wenige Leute gibt, die Deutsch für ökonomische Zwecke nutzen.

SADJI: Das meinte ich ja, wenn ich sagte, daß dieses Institut für Angewandte Fremdsprachen solche Leute ausbildet. Da unterrichte ich, und meine Frau auch. Wir sind also nicht nur am germanistischen Institut tätig, sondern auch dort. Und für diesen Unterricht in Handelsdeutsch und Juristendeutsch müssen wir selber immer wieder neu dazulernen. Wie gesagt: die Kursteilnehmer dort sind schon ausgebildete Germanisten, die noch einmal zwei Jahre ein

Spezialstudium machen und danach eine Diplomarbeit in deutscher Sprache über ein Handels- oder Bankthema schreiben und diese Arbeit dann öffentlich verteidigen.

Die Internationalisierung der Germanistik

FUJII: Vielleicht wäre nun ein guter Zeitpunkt für unser drittes Thema gekommen. Herr Kamio hat von einem Widerspruch gesprochen. Wir sind also Deutschlehrer und gleichzeitig Germanisten.

SADJI: Ja.

FUJII: Die Frage ist, ob es wirklich so widersprüchlich ist. Herr Sadji arbeitet in Senegal, Herr Scheiffele, Herr Kamio und ich in Japan, alle mehr oder weniger weit entfernt von Deutschland. Hier ergibt sich die interessante Frage nach der Beziehung zwischen der Auslands- und der Inlandsgermanistik oder — ganz allgemein gesagt — nach der Internationalisierung der Germanistik. Wenn sich jemand in Deutschland mit der Germanistik auseinandersetzt und jemand in einem anderen Land — wo liegen da die Unterschiede? Oder: Welchen Beitrag leistet die Auslandsgermanistik für die Inlandsgermanistik? Herr Scheiffele ist sozusagen eine Ausnahme. Sie kommen aus Deutschland, Sie sind Germanist und tätig in Japan. Wie sehen Sie die gegenseitige Beziehung zwischen Inlandsgermanistik und Auslandsgermanistik?

SCHEIFFELE: Meine Ausgangslage ist insofern anders, als die Fremdsprache Deutsch zugleich meine Muttersprache ist. In Sicht dieser Erfahrung halte ich es zum Beispiel für richtig, daß man heute im Fremdsprachenunterricht immer mehr die sogenannten regionalen Lehrwerke einsetzt. Ob ein Pole Deutsch lernt oder ein Chinese, ist eine andere Situation; von der je eigenen Kultur her stellt sich das Problem jeweils anders. Und ich denke, in etwa gilt das auch für den Literaturunterricht an den Universitäten und auch für die Forschung. Einerseits möchte ich auf den kulturellen Hintergrund dieses Landes Rücksicht nehmen, also zum Beispiel nicht irgend etwas im Unterricht behandeln, das in Japan gar kein Interesse fände oder allzu unzugänglich ist. Andererseits versuche ich auch, das „Fremde“ meiner Kultur vorzustellen und, soweit es möglich ist, zugänglicher zu machen. Beispiele sind etwa das Problem des literarischen „Kanons“ oder die literaturtheoretische Diskussion. Doch grundsätzlich gilt: wenn man deutsche Sprache und deutsche Literatur als Fremdsprachenphilologie lehrt, kann man nicht allein vom „deutschen System“ ausgehen.

FUJII: Ihr Anliegen ist also, eine gemeinsame Basis zu finden zwischen der Inlandsgermanistik und der Auslandsgermanistik?

Der Vorteil des frischen, unbefangeneren Blicks von außen

SCHEIFFELE: Ich möchte lieber unterscheiden zwischen der innerkulturellen und der interkulturellen Diskussion. Wenn man zum Beispiel die Dunkelheit von Texten überwinden möchte, die durch die historische Distanz fremd geworden sind, dann können sich Wissenschaftler verschiedener Richtungen, die der gleichen Kultur angehören, zusammensetzen und sozusagen innerkulturell eine gemeinsame Basis finden, das ist nicht so schwer. Wenn man auf diese Weise aber interkulturell arbeitet, kommt man auch komparatistisch, etwa mit der berühmten Einflußforschung, nicht sehr weit. Die einzelnen Forscher kommen ja z. T. aus sehr unterschiedlichen Kulturen. Man muß sich in diesem Fall von Anfang an dessen bewußt sein, daß hier von kulturell unterschiedlichen Ausgangspositionen her der gleiche Gegenstand, zum Beispiel ein Werk der deutschsprachigen Literatur, in unterschiedlichen Perspektiven gesehen wird. Ich glaube, daß beide Partner Vorteile haben und Nachteile. Der Vorteil des deutschen Forschers, daß er mit dem historischen und sozialen Kontext besser vertraut ist, kann in den Nachteil der Blickverengung oder einer zu großen Nähe zum Gegenstand umschlagen. In dieser Hinsicht hat derjenige, der Deutsch und deutsche Literatur als Fremdsprachenphilologie studiert bzw. erforscht, den Vorteil des frischen, unbefangeneren Blicks von außen. Am besten ist es natürlich, wenn beide zusammenarbeiten. Eine solche interkulturelle Zusammenarbeit wäre eine echte wissenschaftliche Partnerschaft, während die Unterscheidung von „Inlands- und Auslandsgermanistik“ ja die Begriffe „Zentrum“ und „Peripherie“ impliziert. Da hat uns die Rezeptionstheorie mit ihrem „Leerstellen“-Begriff sehr geholfen; die poststrukturalistische Theorie weist uns einen Weg, wie man die eigene Kultur sozusagen als „fremde“ sehen kann, wie man eine Ethnologie und Ethnographie des Eigenen praktiziert.

FUJII: Herr Kamio, wie sehen Sie die Rolle der Germanistik im Ausland?

KAMIO: Ich schließe mich zur Hälfte der Meinung von Herrn Scheiffele an. Sie haben davon gesprochen, daß es keine gemeinsame interkulturelle Basis gibt.

SCHEIFFELE: Es gibt keine gemeinsame Ausgangsbasis.

KAMIO: Ich hatte den Eindruck, daß die meisten deutschen Germanisten, die ja größtenteils in Deutschland arbeiten, von uns, den japanischen Germanisten, nur eine ergänzende Funktion erwarten. Und das finde ich irgendwie unfair. Ich denke mir, daß wir Japaner eine japanische Germanistik haben können und dürfen. Das möchte ich noch etwas näher erläutern. Kennen Sie vielleicht Tzvetan Todorov? Todorov hat „La conquête de l'Amérique“ geschrieben.

SCHEIFFELE: „Die Eroberung von Amerika“.

KAMIO: Genau. Nach Todorov haben die Europäer ihre eigene Identität durch die Begegnung mit den anderen gewonnen. Durch solche Begegnungen entstand z. B. eine Kommunikation zwischen Indianern und Europäern, und beide haben eine gemeinsame Kommunikationsweise gefunden. Danach konnten die Europäer das Land der Indianer auch erobern. Nicht nur politisch, sondern auch . . . , ja, diskursiv sozusagen. Also, der Diskurs ist da schon europäisch organisiert. Das ist auch der Fall bei uns Germanisten. Sie haben gesagt, daß wir unsere Erfahrungen untereinander austauschen können. Aber diese Kommunikationsmethode ist schon europäisch strukturiert.

SCHEIFFELE: Kann ich dazu etwas sagen? — Erstens meine ich, daß hier Todorovs „Die Eroberung von Amerika“ als Beispiel nicht so recht paßt, da es ja doch die Japaner selber waren, welche die westliche Wissenschaft eingeführt haben. Zweitens: Was ich mit „interkulturell“ meine, würde das spezifisch „westliche“ Dialog-Modell nicht notwendig voraussetzen. „Interkulturell“ orientiert sich auch nicht — wie „international“ — am Austauschprinzip, das für die politischen und ökonomischen Beziehungen gewiß konstitutiv, aber für kulturelle Dinge nach meiner Meinung völlig unzureichend ist. Wenn ich etwas austausche, gebe ich etwas her und bekomme etwas, was ich brauche. Aber es ist beim kulturellen Leben bekanntlich nicht so, daß ich auf etwas verzichten muß, was ich bisher hatte, damit ich dafür etwas Neues bekomme. Man sollte bei unserer Arbeit von diesem letztlich ökonomischen Modell frei werden. Einen interkulturellen Dialog führen würde dann heißen: gemeinsam über eine Sache bzw. Frage diskutieren, an deren Klärung jeder Partner aus jeweils unterschiedlichen Motivationen heraus interessiert ist. Ich verstehe nicht, weshalb ein derartiges Zusammenkommen im Dialog notwendig das westliche Denksystem voraussetzen soll. Vorausgesetzt wird es freilich immer noch oft, wenn etwa japanische Forscher bei internationalen Konferenzen Vorträge halten. Ich erinnere mich an eine internationale Tagung in Kyoto, bei der über die Philosophie der Zeit diskutiert wurde. Da hat ein Philosophieprofessor ganz zen-buddhistisch formuliert, sprach im Stil und nach der Denkmethode des *kōan*, was sich nicht übersetzen läßt in die allgemeine Wissenschaftssprache. Er bekam natürlich Beifall, aber man wußte nicht, was und wie man über seinen Beitrag sprechen sollte.

Jeder hat das Recht, Goethe zu verstehen, wie es ihm gefällt

FUJII: Wir Germanisten in Japan behandeln normalerweise einen bestimmten,

eng begrenzten Bereich der Germanistik, eine bestimmte Periode z. B., einen Schriftsteller oder manchmal sogar nur ein einziges Werk. Ich zum Beispiel beschäftige mich speziell mit der Sprachgeschichte des 15. und 16. Jahrhunderts. Das ist ein Teilbereich der gesamten Sprachgeschichte des Deutschen. Herr Sadji, Ihr Spezialgebiet ist die Kolonialliteratur. Wie sehen Sie zum Beispiel den Zusammenhang zwischen Ihrem Fachgebiet und dem gesamten Bereich der Germanistik?

SADJI: Ich kann das unterschreiben, was Herr Scheiffele gesagt hat. Im Grunde genommen geht die afrikanische Germanistik davon aus, daß es keine eurozentristische Germanistik gibt. Die Germanistik ist schlicht und einfach Germanistik. Sie gehört nicht den Deutschen. Wir gehen davon aus, daß wir interkulturell arbeiten müssen, wie Herr Scheiffele das ausgedrückt hat. Denn Komparatistik ist immer so, daß man Einflüsse sucht oder vergleicht, um festzustellen, was besser, was gediegener ist. Und das ist nicht unser Problem in der afrikanischen Germanistik. Wir betonen auch mehr die Rezeptionstheorie, indem wir meinen, jeder hat das Recht, Goethe zu verstehen, wie es ihm gefällt. Ich war einmal in den USA und habe dort einen Vortrag über Schiller gehalten. Die Leute waren sehr erstaunt, sie zeigten aber auch Interesse für meine eigenartige negro-afrikanische Art oder vielleicht auch ganz einfach für die Art und Weise, wie Booker Sadji den deutschen Dichter Schiller verstand. Ich meine, das Wichtige in der Gesellschaft für die interkulturelle Germanistik ist das, was wir erreichen wollen, ganz gleich, ob es nun um Inlands- oder Auslandsgermanistik geht. Wir lehnen eine Trennung ab. Es ist genauso unsinnig, die Germanistik trennen zu wollen, wie wenn man sagt, es gebe ein Inlandschristentum und ein Auslandschristentum. Das Christentum ist eben das Christentum und gehört allen, und jeder macht daraus, was er will. Oder nehmen wir ein anderes Beispiel, die Afrikanistik. Ich zum Beispiel bin ein Afrikaner, aber kein Afrikanist, und ich kann deswegen einem europäischen Afrikanisten noch lange nicht widersprechen. Es gibt nämlich Afrikaner, die denken, nur weil sie Afrikaner sind, haben sie das Recht, ausländischen Afrikanisten Lektionen über ihr Fach zu erteilen.

SCHEIFFELE: Da hat ein Forscher aus Tunesien eine Brecht-Stelle, von der ich dachte, sie sei völlig klar, in ganz neuer Sicht gedeutet, was dem Text nicht Gewalt antat; denn der Text hat seine „Leerstellen“.

KAMIO: Plötzlich wurde Brecht Ihnen fremd.

SCHEIFFELE: Es war eine doppelte Verfremdung. Der „Verfremdungseffekt“ wurde selber verfremdet.

FUJII: Was meinen Sie dazu, Herr Sadji?

SADJI: Ich möchte bloß etwas hinzufügen: Man müßte eigentlich „deutschsprachige Germanisten“ anstatt „Inlandsgermanisten“ sagen, denn man kann ja durchaus deutschsprachiger Germanist sein, ohne Inlandsgermanist zu sein. Das ist z. B. der Fall bei Germanisten wie meiner Frau. Obwohl Deutsche, ist sie mehr afrikanische als deutsche Germanistin. Und es gibt sicherlich noch zahlreiche ähnliche Fälle; deswegen kann man mit einem Begriff wie Auslands- oder Inlandsgermanistik eigentlich wenig anfangen.

SCHEIFFELE: Ich glaube, die Tatsache, daß man von Inlands- und Auslandsgermanistik spricht, geht entscheidend auf Traditionen des 19. Jahrhunderts zurück, auf Konzeptionen wie „Volksindividualität“ und „Nationalliteratur“. Germanistik bzw. „Deutsche Altertumskunde“, wie sie damals hieß, verstand sich als vorwiegend „deutsche“ Wissenschaft. Aber meine Frage an Herrn Sadji wäre: wie ist das denn in Frankreich? Wird dort ein Unterschied zwischen Inlands- und Auslandsromanistik gemacht?

SADJI: Gar nicht. Es gibt keinen Unterschied.

SCHEIFFELE: Ist ein senegalesischer Fachmann genauso Romanist wie ein französischer?

SADJI: So ist es!

SCHEIFFELE: Den Begriff „Romanistik“ gibt es dort gar nicht?

SADJI: Nein, man sagt das nicht. Das Wort gibt es nicht. Die Abteilungen für Französisch in Dakar und auch die im ganzen frankophonen Westafrika heißen gewöhnlich „Département des Lettres Modernes“. Es geht dabei um die Abteilungen für die französische Sprache und die gesamte frankophone Literatur, ohne Unterschied und Diskriminierung, einschließlich des Französischen. Auch in Frankreich selber. Ja, es gibt keinen Unterschied.

FUJII: Herr Kamio, Sie haben vorhin von einer „japanischen“ Germanistik gesprochen. Die Germanistik hat in Japan eine relativ lange Tradition, kann man wohl sagen. Gibt es eine Gemeinsamkeit unter uns japanischen Germanisten? Wie sehen Sie die Situation?

KAMIO: Ein Problem könnte darin bestehen, daß die Germanistik fest institutionalisiert ist. Zwar können wir deutsche Literatur auf unsere eigene Weise lesen und rezipieren. Aber solange wir Germanistik lehren, können wir das nicht machen. Begabte Studenten der Germanistik gehen nach Deutschland, um dort ihren Doktor zu machen, und dazu müssen sie, um es einmal methaphorisch auszudrücken, ihren Stein zum Bau einer prächtigen Kathedrale der deutschen Germanistik beisteuern. Wer das nicht tut, kann keinen Dokortitel bekommen.

SADJI: Ach was! Ich habe in Deutschland meinen Dokortitel bekommen und

mich dort auch habilitiert.

KAMIO: Nein, nein, es gibt natürlich Ausnahmen.

SADJI: Was heißt Ausnahmen? Fast alle unsere Leute haben sich inzwischen in Deutschland qualifiziert. Die Germanisten von Dakar, von Senegal, fast alle haben in Deutschland promoviert und sich dort auch habilitiert.

KAMIO: Aber ich kenne einige japanische Stipendiaten, die ziemlich lange Zeit in Deutschland studiert haben und sich auf ihre eigene Weise mit der deutschen Literatur auseinandergesetzt haben. Denen gelang die Promotion nicht.

SADJI: Ich frage mich, was für Professoren das waren, die dafür verantwortlich sind. Das ist ja mittelalterlich, was Sie da erzählen! Die deutschen Professoren wollen doch jetzt im allgemeinen, daß gerade Ausländer neue Ideen in die Forschung mit einbringen.

Nur Lücken ausfüllen?

FUJII: Ich glaube, das ist doch eine grundsätzliche Frage, was Herr Kamio jetzt vorgestellt hat. Für die ganze Germanistik wirken wir irgendwie ergänzend.

SADJI: Wir? Die Japaner?

FUJII: Wir Japaner im allgemeinen. Ich habe denselben Eindruck wie Herr Kamio. Aber wie wir im einzelnen ergänzend tätig sind, das ist von Fall zu Fall doch sehr unterschiedlich. Und wenn es auch nur um eine ganz kleine Ergänzung gehen sollte, so können wir, von der Inlandsgermanistik her gesehen, auf diese Weise doch etwas frischen Wind in die Germanistik bringen. Wir können jeweils nur einen begrenzten, einen spezifischen Teil behandeln, dieser Teil ist sozusagen eine Lückenstelle in der Forschungsgeschichte. Lücken ausfüllen ist eine durchaus sinnvolle Art der Ergänzung.

SCHEIFFELE: Ich halte das Wort „Ergänzung“ für allzu bescheiden. Auch setzt es wieder die Unterscheidung von „Binnengermanistik“ und „Außengermanistik“ voraus, nicht? Ich glaube, wie gesagt, daß diese Unterscheidung in der heutigen Situation der Wissenschaften einfach überholt ist. Jetzt aber die Frage: wie kommt der Eindruck zustande, es gebe eine nur ergänzende Außengermanistik? Ein Grund dafür ist, wie ich meine, daß heute noch viele deutsche Germanisten ganz selbstverständlich annehmen, daß man in Deutschland am besten Bescheid weiß über deutsche Dinge.

SADJI: Ich muß widersprechen. Die französische Germanistik zum Beispiel, die in Straßburg und an verschiedenen anderen französischen Hochschulen, wird in Deutschland nie als minderwertig hingestellt. Ich meine, das sind Vorstellungen, die Leute hier in Japan haben, aber wer in Europa mit Germanisten

verkehrt, wird so etwas nicht glauben.

SCHEIFFELE: Das ist der innerkulturell europäische Fall. Aber wenn jemand aus China oder aus Japan kommt, gilt das oft als etwas ganz anderes.

SADJI: Ja, aber in Afrika ist es wieder ganz anders. Es ist ganz klar, daß zum Beispiel im frankophonen Afrika die Leute es vorziehen, mit französischen und nicht mit deutschen Germanisten zu arbeiten. Bei der Wahl von Gastprofessoren werden französische Germanisten bevorzugt, und das nicht, weil sie Französisch können, sondern weil wir davon ausgehen, daß die Ausbildungsmethoden in der französischen Germanistik besser sind als in Deutschland. Also, ich weiß nicht, woher die Idee kommt, daß die deutsche Germanistik allmächtig sei. Auf jeden Fall ist sie es nicht in Afrika.

SCHEIFFELE: Ich frage jetzt nur: wie kommt es zu der Vorstellung einer bloßen „Ergänzung“?

SADJI: Sie haben gesagt: junge deutsche Germanisten glauben auch, daß sie die germanische Weisheit gepachtet haben. Ich spreche auch aus meiner Erfahrung. Ich bin seit langem Germanist. Ich weiß, es wird in Afrika niemandem einfallen, zu glauben, die deutsche Germanistik sei besser als die französische oder etwa die schweizerische Germanistik.

SCHEIFFELE: Ich spreche vom Selbstverständnis gewisser deutscher Germanisten.

SADJI: Aber so etwas sollten wir ablehnen. Wir in Afrika lehnen jedenfalls diese Einbildung von manchen deutschen Germanisten ab. Ich selber wurde in Deutschland ausgebildet, bin schließlich ein Produkt dieser deutschen Germanistik. Aber als Professor in Dakar ziehe ich die Methoden der französischen Germanistik vor. Wir haben bei uns in Dakar z. B. keine DAAD-Lektoren mehr. Wir haben gesagt, wir wollen keinen deutschen Lektor mehr. Wir haben sie ein für allemal weggeschickt.

SCHEIFFELE: Es gibt ja — leider — noch deutsche Lektoren in Japan. (Lachen)

SADJI: Diese deutschen Lektoren waren zu uns nach Afrika gekommen, um uns Lektionen zu erteilen. Der eine, obwohl nur Assistent, wollte sogar Abteilungsleiter werden. Nur weil er ein Deutscher war.

SCHEIFFELE: Manche Japaner treten oft einfach zu schüchtern auf. Man promoviert zum Beispiel bei einem großen deutschen Professor. Da möchte man sich mit kühneren Ideen möglicherweise lieber zurückhalten. Ist es nicht so?

KAMIO: Ja.

FUJII: Jein . . .

KAMIO: Also nach meiner Erfahrung ist es so, daß die deutschen Professoren nur Themen akzeptieren wie etwa die Nietzsche-Rezeption in Japan oder in

Asien.

SCHEIFFELE: Da kenne ich aber auch andere Fälle.

KAMIO: Ja, deswegen habe ich betont . . .

SADJI: Aber ich denke, das kommt wohl daher, wie Herr Scheiffele sagt, daß die Japaner eben zu höflich sind und alles akzeptieren.

SCHEIFFELE: Nicht alles akzeptieren, aber sich zu sehr zurückhalten.

SADJI: Also meiner Meinung nach sind sie viel zu höflich. Was uns betrifft, können uns keine deutschen Professoren ihre Ideen aufzwingen.

FUJII: Ich habe einmal in Deutschland ein mir vorgeschlagenes Thema abgelehnt, weil es nicht in meinem Interessenbereich lag. Ich habe mein Thema selber ausgewählt. Es war also meine eigene Entscheidung.

SADJI: Ja, sehen Sie, das ist es doch. So muß man es machen!

FUJII: Ich konnte einige Lücken sehen in der Tradition der Erforschung deutscher Sprachgeschichte. Auf diese Lücken bin ich nicht erst in Deutschland, sondern bereits in Japan aufmerksam geworden, und diese Lücken wollte ich ausfüllen. Ich habe also vielleicht ergänzend gewirkt, denn man kann ja nur dann ergänzen, wenn Lücken da sind. Aber auf diese Lücken muß man erst stoßen, d. h.: zuvor muß man sich einen Überblick verschaffen.

SADJI: Ja, ja. (lacht)

SCHEIFFELE: Das ist mehr als eine bloße Ergänzung.

SADJI: Sehen Sie mal, was die „Ergänzung“ anbelangt: man sollte sie überhaupt nicht akzeptieren. Bei meiner Habilitation sollte ich mit einem deutschen Professor in Hannover arbeiten, und der wollte mir auch seinen Standpunkt aufzwingen. Da bin ich einfach weggegangen, habe ihn sitzen lassen und habe mich in Frankfurt habilitiert.

Wie repressiv ist die „Inlandsgermanistik“?

FUJII: Vielleicht darf ich am Schluß noch kurz auf ein anderes Thema kommen. Herr Kamio hat anfangs von einer „Unterdrückung“ gesprochen.

SCHEIFFELE: Von einer „Unterdrückung“ durch das westliche System, wenn man als japanischer Germanist arbeitet. Was meinen Sie damit?

KAMIO: Den Begriff der „Unterdrückung“ habe ich in zweifacher Hinsicht gebraucht: Erstens in der Forschung. Das habe ich schon erklärt. Und zweitens habe ich diesen Begriff eingesetzt, um beispielsweise auf eine Situation hinzuweisen, wie sie sich bei der „Auschwitz-Lüge“ findet. Eine etwas problematische Sache, wie ich es einmal nennen möchte. Es ist praktisch fast verboten, in Deutschland diese Problematik zu thematisieren, nicht wahr?

SADJI: Was für ein Problem?

KAMIO: Die „Auschwitz-Lüge“. Also ...

SADJI: ... daß es kein Auschwitz gegeben hat.

SCHEIFFELE: Warum soll das verboten sein?

SADJI: Warum ist das verboten?

SCHEIFFELE: Es wird viel darüber geschrieben.

KAMIO: Also, die „Auschwitz-Lüge“ selbst als Diskurs zu problematisieren, ist natürlich nicht verboten. Zum Gegenstand der Forschung können wir die „Auschwitz-Lüge“ selbst machen, aber man kann die „Auschwitz-Lüge“ nicht ... , hm ...

SCHEIFFELE: ... nicht positiv behaupten.

KAMIO: Mein jetziges Schweigen ist auch ein Effekt dieser Repression.

SCHEIFFELE: Sie sprachen vorhin davon, daß man in dem Augenblick, in dem man an diesem Diskurs teilnimmt, von vornherein in einem gewissen, nämlich im okzidentalischen Repressionssystem steht.

KAMIO: Ja.

SCHEIFFELE: Und welche Möglichkeit sehen Sie als japanischer Kulturwissenschaftler, der mit deutschen Dingen zu tun hat, diesem „Repressionssystem“ zu entgehen und trotzdem auf der Bühne der internationalen Forschung aufzutreten?

KAMIO: Also außerhalb des deutschen Diskurses? Wir führen unseren eigenen Diskurs durch, hier in Japan.

SCHEIFFELE: Das heißt, die japanische Germanistik bleibt unter sich?

KAMIO: Ja.

SADJI: Auf japanisch.

KAMIO: ... Nicht unbedingt. Nicht unbedingt, aber wenn ich ...

SADJI: Aber ich meine, da muß man auch sehr vorsichtig sein. Entschuldigen Sie. Was heißt dann hier japanisch? Es gibt japanisch und japanisch, genau so wie es afrikanisch und afrikanisch gibt. Deswegen sage ich immer, daß ich, wenn ich von der afrikanischen Germanistik spreche, nicht im Namen aller afrikanischen Germanisten spreche. Da muß man sich gerade auf die Rezeptionstheorie beziehen. Es gibt Japaner, die nicht unbedingt dieselbe Meinung wie z. B. Herr Fujii haben. Wir müssen gegenüber solchen Verallgemeinerungen vorsichtig sein.

KAMIO: Ich würde gerne noch einmal auf die Frage von Herrn Scheiffele zurückkommen. Wenn ich meine Interpretation in deutscher Sprache schreibe, fühle ich mich immer gezwungen, meine eigenen Gedanken an die deutsche Denkweise anzupassen. Das finde ich uninteressant. Da fühle ich mich immer,

als ob ich etwas verloren hätte. Deswegen würde ich lieber, auch wenn ich auf die Kommunikation mit deutschen Gesprächspartnern verzichten muß, auf japanisch schreiben.

SCHEIFFELE: Dann müßten Sie auf wissenschaftliche „Allgemeinheit“ verzichten.

KAMIO: Richtig.

SCHEIFFELE: Da hätte jedes Land eine eigene Germanistik. Also wie wenn man nicht sagen würde: KPJ, sondern JKP! (Alle lachen).

KAMIO: Das ist auch mein Problem. Deswegen habe ich vorhin Herrn Sadji meine Frage gestellt.

SADJI: Ob ich einen Widerspruch sehe zwischen meiner Tätigkeit als Lehrer und als Forscher? Nein. Ich bin beides. Ich könnte morgen wieder als Lehrer am Gymnasium arbeiten. Ich finde da wirklich keinen Widerspruch. Ich meine, ich verbinde beides.

Traduttore — traditore?

FUJII: Also was Herr Kamio eben gesagt hat . . . , angepaßt wird bei mir eher die Sprache als mein Denken. Ja, ich überlege mir immer: wie kann ich meine Gedanken in der deutschen Sprache ausdrücken und dabei sicher sein, daß alles richtig rüberkommt? Ich denke mir immer, ich möchte etwas schreiben, was noch niemals von einem deutschen Germanisten geschrieben wurde. Wenn ich dabei will, daß meine Ideen bewahrt bleiben, muß ich die deutsche Sprache eben dazu zwingen.

SADJI: Natürlich! Genau das ist es.

SCHEIFFELE: Wir sollten über den „Verlust“, von dem Herr Kamio gesprochen hat, nachdenken. Verlieren wir nur, wenn wir in einer anderen Sprache „denken und schreiben“?

SADJI: Ja, Herr Scheiffele, bis jetzt hat man das oft gesagt. „Traduttore — traditore“ oder „Übersetzer — Verräter“ sagen die Italiener. Das heißt, „übersetzen“ kommt „verraten“ gleich. Aber die neuere Wissenschaft hat festgestellt, daß Übersetzen auch eine Bereicherung sein kann. Wir haben das z. B. bei den afrikanischen Sprachen gemerkt, indem wir versucht haben, manche Autoren in Wolof, die senegalesische Hauptsprache, zu übersetzen. Das hat dazu beigetragen, daß die Wolofsprache bereichert wurde, eine Sprache, die manche Begriffe nicht hatte. Man war gezwungen, einige Begriffe, die nicht existierten, zu schaffen — wie zur Zeit von Ronsard in Frankreich. Es geschah durch einfaches Übersetzen. Deshalb kann man nicht apodiktisch sagen: „La traduction, c'est l'appauvrissement“. Das ist nicht immer der Fall,

obwohl man es Jahrhunderte lang geglaubt hat.

SCHEIFFELE: „Übersetzung ist Verarmung“.

SADJI: Ja, das ist eine Verarmung, aber nicht nur . . .

SCHEIFFELE: . . . auch eine Bereicherung.

SADJI: Bereicherung, ja.

SCHEIFFELE: Ich glaube sogar, daß es für einen selber eher eine Bereicherung ist.

Dabei erweitert sich der Spielraum des eigenen Ausdrucks enorm.

KAMIO: Ja.

FUJII: Ich glaube, dieser Gedanke bildet einen guten Abschluß für unsere Diskussion. Ich möchte Ihnen allen noch einmal sehr herzlich danken für die Teilnahme, vor allem Ihnen, Herr Sadji, als unserem Gast, Herrn Kamio, Herrn Scheiffele sowie Herrn Okada von der Redaktion.

SCHEIFFELE: Und Ihnen, Herr Fujii, für die gute Gesprächsleitung.

FUJII: Vielen Dank.

(Die Redaktion dankt Herrn Professor Wolfgang Schlecht für die Überarbeitung des Transkripts.)